

Literatur des Auslandes.

N^o 102.

Berlin, Freitag den 24. August

1838.

Mexiko.

Mexikanische Zustände.

Von Michel Chevalier.

In ihrem gegenwärtigen Zustande bietet die weiße Bevölkerung Mexiko's, entartet, ernstlich, unwissend, träge, von ohnmächtigem Dünkel befallen, dem Beobachter ein künftiges und widerwärtiges Bild. Zudem sind sie bei weitem die Minderzahl im Lande, eine dünne, spärliche, über die Masse der Urbevölkerung gelagerne Schicht. Die Indianer haben bei mehr als Einem Anlaß gezeigt, daß ihnen der Gedanke, das Joch der Weißen abzuschütteln und für die vor 300 Jahren an ihren Vätern verübte blutige Unterdrückung Rache zu nehmen, nicht so fremd ist. Danach zu urtheilen, so tiefe sich die Austreibung der Weißen aus Mexiko und ein neues Haiti, ein Haiti der rothen Männer auf dem schönen Hochlande von Anahuac prophezeien. Dem ist jedoch nicht so. Man schätze den Kreolen in Mexiko und seine Zukunft nicht lediglich nach den ungünstigen Anzeichen der Gegenwart. Es schlummern große Vorzüge und Kräfte in diesem Volke; sie warten auf ihre Zeit, um wach und rege zu werden. Sie haben in dem Kampfe für ihre Unabhängigkeit viel Intelligenz und Charakter, große Thätigkeit und Sinn für gesetzliche und politische Ordnung an den Tag gelegt. Von Muth rede ich erst gar nicht, der fehlt dem Spanischen Blute nirgends. Da gab es Kämpfer, vom schönsten und reinsten Heldenmuth besetzt, und während der geborene Spanier, im Bürgerkriege aller Menschlichkeit entfremdet, ein blutdürstiger Würger und Peiniger erscheinend, haben die Kreolen häufig Großmuth gezeigt, sich des wehrlosen Feindes erbarmt und es verschmäht, Repressalien zu üben, selbst wenn das Blut ihrer nächsten Verwandten um Rache schrie.

Zu den edelsten Gestalten der Geschichte aller Zeiten und Völker gehört jener Pfarrer Morelos, welcher an die Spitze der Insurrection trat, nachdem ihr erstes Haupt, der Pfarrer Hidalgo, ausgezeichnet durch hohe Fähigkeiten, allein durch wilde und tückische Mordlust geschändet, den Spaniern in die Hände gefallen und erschossen worden war. Morelos' Lebenslauf und Tod waren eines frommen Helden würdig. Sein Wesen war, trotz Kutte und Konjur, echt ritterlich, voll Muth und Seelennadel; ein glücklicher politischer Verstand, die Eigenschaften eines Heerführers und die Einsichten eines Regenten und Staatsverwalters, und dabei die milden Tugenden eines evangelischen Hirten, — dieses Alles vereinigte sich in Morelos. Ihm war von Hidalgo der Auftrag geworden, die Insurrection in der westlichen Küstenlandschaft am Stillen Ocean in Gang zu bringen. Dort ist die Hauptstadt, die das Land weit nach innen beherrscht, das stark besetzte Acapulco. „Eh' ein Jahr vergeht, bin ich Meister von Acapulco.“ Mit diesem Versprechen schied Morelos und machte sich mit fünf Knechten aus dem Presbyterium auf den Weg; an Waffen führten sie sechs elende Flinten und ein paar alte plumpe Lanzen, Erbstücke aus der Zeit der Spanischen Eroberung, mit sich. Nach drei Monaten hatte Morelos mit aller Noth und Mühe 1000 Mann zusammengerafft, zumeist Sklaven aus den Zuckerpflanzungen und Zuckerküchen, ohne Gewehr, ohne Pulver. Mit diesem Haufen führte er einen verwegenen nächtlichen Ueberfall auf eine Spanische Division aus, schlug und zersprengte sie vollständig, erbeutete Waffen in großer Zahl, fünf Kanonen, eine Kasse und bekam 700 Mann gefangen. Hidalgo ließ alle „Fremdlinge“, d. i. Europäer, die ihm in die Hände fielen, gleich viel, ob vom Civil oder vom Militair, ob Offiziere oder Gemeine, niederschießen; die Royalisten zahlten mit gleichem Mache. Morelos gab zuerst das Beispiel der Menschlichkeit; er rettete seinen Gefangenen das Leben, behandelte sie schonend und anstandsvoll und wußte die Tapferkeit auch in den Besiegten zu ehren. Von Sieg zu Sieg rückte er bis vor die Thore der Hauptstadt. Mit einer Armee von Schwarz- und Rothhäuten, von Leibeigenen, Sklaven und Knechten, von Malatten und Nestizen, mit einem Offizier-Corps und Generalstab von Pfarrern, Advokaten und Rancheros (kleine Landbesitzer, von rein weißer oder doch wenig gemischter Race) schlug und vernichtete er Spanische Kerntruppen, die den Krieg daheim im Kampfe gegen Napoleon und die Französischen Heeresmassen erlernt hatten: er schlug, am 18. Oktober 1812, das Asturische Regiment, das sich mit der Glorie von

Baylen brüstierte und mit aller Extravaganz des Spanischen Stolzes sich den Tadel „die unbesiegbaren Besieger der Sieger von Austerlitz“ beilegte. Morelos wußte Siege nicht allein zu erfechten, sondern auch zu benutzen. Er hielt unter seinen Leuten die strengste Mannszucht aufrecht; er betrieb, organisierte und installierte einen National-Kongress, der sofort mit ausdauerndem, auch unter Widerwärtigkeiten zuversichtlichem Eifer an das Geschäft ging, die Grundzüge einer Constitution zu entwerfen. Das Waffenglück vertiefte Morelos' Fahren. Der Kreole Juriside, als Mitglied einer geadelten Familie mit den Weisten seiner Standesgenossen der Herrschaft des Vaterlandes anhängig, eroberte zwei Siege hinter einander bei Valladolid und Paruaran. Morelos häufte seine liebsten Freunde, seine treuesten Offiziere ein. Der Pfarrer Matamoros wurde bei Paruaran gefangen und hingerichtet; gleiches Geschick traf den Don Miguel Bravo; Galeano fiel im Gefecht. Der Kongress wurde aus seiner letzten Zufluchtsstätte zu Chilpancingo verjagt und mußte seine Versammlungen in den Wäldern halten, von Morelos mit einem unverzagten Häuflein bewacht. Am 15. November 1813 überfällt ihn ein Spanisches Corps; er entsendet seine Leute, dem Kongress zur Eskorte zu dienen, und stellt sich fechtend in die Nachhut. „Mag es“, rief er, „meine letzte Stunde seyn! Was gilt mein Leben gegen die Rettung des Kongresses? Mein Werk ist vollbracht seit dem Tage, da eine unabhängige Regierung dieses Landes eingesetzt ist.“ Nur 30 Mann waren um ihn geblieben, und auch von dieser Zahl entflohen die Weisten, als die Spanier angriffen. Morelos hielt Stand bis auf den letzten Mann, im dichtesten Kugelregen; wie durch ein Wunder geschah es, daß von allen Schüssen keiner auch nur seine Haut streifte. Er wurde gefangen, zum Tode verurtheilt, auf dem Richtplatze der geistlichen Weihen und Gewänder entkleidet und erschossen (22. Dezember 1816). Der mit der Execution beauftragte Spanische Kommandant, Concha, begegnete dem Verurtheilten bis ans Ende mit der edelmüthigsten Theilnahme und mit einer Hochachtung, die an Verehrung gränzte. Heiter und fest, mit seinem gewohnten ruhigen Anstand, betrat Morelos die Todesstätte und kniete nieder: „Herr, hab' ich in Deinen Augen Recht gethan, so dank' ich Dir; that ich Unrecht, so empfehl' ich meine Seele Deiner unendlichen Barmherzigkeit.“

Wer den Spanischen Charakter kennt, wird mich begreifen, wenn ich keine Handlung der Großmuth, der Selbstbezwungung, der Verzichtung auf Rache, so viele deren die Geschichte berichtet, über folgenden Zug aus dem Leben des Don Nicolas Bravo setze. Sein Vater, Don Leonardo Bravo, sah in Mexiko gefangen und ward zum Tode verurtheilt. Nun bekam Don Nicolas zu Palmar 300 Weiße in seine Gewalt. „Ich überlasse sie Dir“, sagte Morelos, „damit Du ein Pfand für die Rettung Deines Vaters in Händen hast.“ Sogleich schrieb Bravo an den Vizekönig Venegas und erbot sich, die 300 gegen seinen Vater auszuwechsell. Statt aller Antwort schickte der Vizekönig den Don Leonardo aufs Schaffot. Auf diese Kunde säumte Don Nicolas keinen Augenblick und schenkte allen dreihundert Gefangenen die Freiheit. „Ich muß eilen“, sagte er, „mir selbst den Weg zu blutiger Vergeltung zu verschließen. Wer weiß, ob nicht morgen, nicht in der nächsten Stunde der Schmerz um meinen gemordeten Vater, das Verlangen nach Rache mich übermannen, ob es mich nicht treibt, sein Blut von den Brüdern seiner Hecker zurückzufordern.“ Das ist mehr als edelmüthig, mehr als menschlich, das ist wahrhaft übermenschlich für Einen, der aus Spanischem Blute entsprossen ist.

Ein wahrer Typus jener Alt-Spanischen Charaktere, jener Krieger voll begeisterter Kühnheit und zähen standhaften Muthes, deren Reihe von den Zeiten des alten Pelago bis zu der Glorie der Entdecker und Eroberer unter dem katholischen Ferdinand und Karl V. hinabreicht — ein solcher begegnet uns in dem General Guadalupe Victoria. Nach Morelos' Tode geriethen die Insurgenten in Zwist und Partheiung. Der General Teran löste den Kongress auf; es gab keine Centralgewalt, keine oberste Leitung mehr. Jeder General nahm eine Provinz für sich in Beschlag. Guerrero, der nachmalige Präsident, welcher in unseren Tagen der schmachlichsten Lücke und Hinterlist zum Opfer gefallen ist,

*) Er gerieth im November 1830 durch Verrath den Truppen seines Generals Buamante in die Hände und wurde am 17. Februar 1831 zu Oraca erschossen.

festigte sich an der westlichen Küste fest und behauptete sich in den Bergen der Sierra Madre gegen die Spanische Macht bis zu der für die Sache der Unabhängigkeit entscheidenden Erhebung Iturbide's im Jahre 1821. Der General Rayon besetzte sich, mittelst zweier verchanzter Lager, in der Gegend von Jalpa-jahua, Teran im Distrikt Tehuacan der Provinz La Puebla. Der unermüdete Nicolas Bravo erschien und verschwand an hundert Stellen. Pater Torres hauste in der Landschaft Bayto wie in erobertem Feindeslande. Guadalupe Victoria endlich wählte die Provinz Vera-Cruz zum Schauplatz seiner Thaten. Bei solcher Vereinzeltung konnte aller Heldennuth nicht fruchten, und die Spanische Regierung hatte überdies, nach dem Sturze Napoleon's, über zahlreiche und kriegsgelübte Truppen gegen die empörten Kolonien zu verfügen. Den Häuptern der Insurrection blieb zulezt nur Unterwerfung übrig; und als die Regierung für Jeden, der die Waffen niederlegen würde, Amnestie verkündigen ließ, war 1817 ganz Neu-Spanien wieder unter dem Vizekönig zum Gehorsam gebracht. Guerrero durfte sich aus dem Schlupfwinkel seiner Berge nicht hinauswagen und war nicht besser als ein Bandit angesehen. Der junge Mina landete an der Spitze einer bewaffneten Schaar von Ausländern, meist Anglo-Amerikanern; sie erklärten zum Umsturz der absoluten Gewalt gekommen zu seyn, allein das Volk sah in ihnen die Verteidiger der National-Unabhängigkeit nicht, fiel ihnen nicht zu; Mina erlitt eine Niederlage, wurde ergriffen und erfuhr das Loos des Besiegten in diesem von Jahr zu Jahr grauenvolleren Bürgerkriege; er wurde erschossen. Nur Einer hielt sich unbesiegt und machte den Spaniern Unruhe; das war Guadalupe Victoria. Sohn eines reichen Grundbesizers in der Hochlandchaft, 22 Jahr alt, eben mit seinen juristischen Studien fertig, sah er die Revolution ausbrechen, hörte den Namen und die Thaten Morelos' und eilte als Freiwilliger unter dessen Fahne. Bei der Einnahme von Duraca (1812) zeichnete er sich durch ein kühnes Wagnis aus. Der Brigadier Regulos mit einer Abtheilung Spanischer Truppen hatte sich, von Morelos von einer Stellung zur anderen hitzig verfolgt und gedrängt, in diesen Ort geworfen, den rings ein sumpfiges Wasser umgab. Die Insurgenten zweifelten nicht am Siege, wenn sie nur dem Feinde zu Leibe gekommen hätten. Eine Zugbrücke war vorhanden, aber ausgezogen. Victoria springt ohne langes Besinnen in den Sumpf, durchwaten ihn mit hochgehaltenem Säbel, unter den Augen der Königlichen, die vor Erstaunen keinen Schuß thun, läuft auf die Brücke zu, haut mit scharfen Säbelhieben die Stricke entzwei; die Brücke fällt, Morelos' Leute stürzen heran, und der Feind wird aus der Stadt getrieben. (Schluß folgt.)

Frankreich.

Ed. Quinet, über Welt-Literatur.

(Schluß.)

Wenn unsere Zeit ein besonderes Verdienst hat, so wird dies sicherlich darin bestehen, die Einheit der modernen Civilisation so deutlich begriffen zu haben. Wie in der Kritik noch Alles in Zwiespalt lag, waren schon die höheren Werke des Genies da, welche das Bewußtseyn der Völker einander näherten. Man nenne uns einen einzigen Schriftsteller der Zeit, der nicht auf seine Weise dazu beigetragen, diese Einheit zu befestigen. Oder wer sieht nicht, was Goethe Alles von Voltaire, und Byron von Rousseau hat? Ist es nicht klar, daß Deutschland mit Italien durch Manzoni, mit dem Orient durch Rückert, mit England durch Shelley, Coleridge, Wordsworth, mit Dänemark durch Dehenschläger, mit Polen durch Mickiewicz vermittelte wird? Die Refrains von Beranger hört man am Kaukasus, und am Ufer des Eurotas fand ich die Kantische Metaphysik. Die philosophische, religiöse und literarische Diskussion beschränkte sich nicht mehr, wie im 18ten Jahrhundert, auf den Salon der Frau von Tencin oder du Deffant, sondern wie ein Lauffeuer bewegt sie sich hin und her zwischen Paris, London, Berlin, Petersburg und New-York. Der Gedanke steigt rasch von einem Volke zum andern, und jedes hat seine besondere Aufgabe, die zugleich von allen übrigen verstanden wird. In der Französischen Revolution ist diese Einheit zuerst hervorgetreten, durch die Industrie hat sie sich weiter entwickelt, und die Poesie hat ihr die Weihe gegeben. Wer kann berechnen, welche Reihe von neuen Resultaten, Erfindungen und Formen dieser rasche Ueberblick aller Klimate, dieser Austausch der Ideen und Traditionen noch hervorbringen kann? Wenn man heute ein Volk ganz für sich betrachtet, ohne Beziehung zu den übrigen, findet man nur Bruchstücke und Sonderbarkeiten; die ganze Richtung und Bedeutung dieses Volkes sind nicht zu erkennen. Aber in seinem Verhältnis zum Ganzen aufgefaßt, hat Alles einen Sinn, ein Leben und eine erhebende Größe. Im Alterthum war es gerade umgekehrt; außerhalb der Stadtmauer hörte die Civilisation auf und das Leben. In unseren Tagen ist dieses im Herzen jedes Volkes weniger intensiv, desto universeller aber nach allen Richtungen hin; die Barbarei ist fast nirgends mehr, die *polis* dagegen überall.

Je enger dieses Bündniß wird, desto mehr wird noch die einzige Schranke, welche die Völker ferner trennen wird, die

Sprache seyn. Fiele auch diese Schranke und mit ihr jene Verschiedenheit, die selbst der Einheit nothwendig ist, um ein organisches Gebilde darzustellen, dann wäre das Chaos da. Daher muß man auch die Bestrebungen einiger Schulen, jeder Sprache ihre Eigenthümlichkeit zu bewahren, mit Dank anerkennen. Je mehr die Geister sich verbrüdernd, desto nothwendiger ist es, jedes Idiom streng der Tradition zu unterwerfen. So ist also die klassische Partei in Frankreich, der Purismus in Italien, die Leutomantie in Deutschland von der höchsten Bedeutung. Nur muß man nicht vergessen, daß diese Tendenzen, statt jene Verschiedenheit der Ideen zu hemmen, sie im Gegentheil noch fester begründen sollen. Jedes Volk hat jetzt die Aufgabe, den Gesankten Aller in sich aufzunehmen, ohne aus sich selbst herauszugehen, eine Aufgabe, die auch wirklich früher schon gelöst worden, und so wie das Alterthum nicht im Stande war, das eigenthümliche Leben des 17ten Jahrhunderts zu unterdrücken, so müssen wir danach streben, daß das Leben jedes einzelnen Volkes nicht durch die Idee der Menschheit untergehe.

Wie kommt es übrigens, daß dieses Leben, wie es in der Welt noch nie da gewesen, nicht die großartigsten Hoffnungen erweckt? Sollte man nicht glauben, daß sich der Geister eine ungeheure Spannung bemächtigen muß, wenn sie wahrnehmen, wie sich die Pläne der Vorsehung allmählig entwickeln und eine Zukunft sich vorbereitet, die unsere kühnsten Bilder übertrifft? Aber statt dessen gewahren wir auf so vielen Seiten nur Klagen und Erschlaffung; es scheint, als gäbe es keine Tugend, keine Liebe, keinen Frühling, keine Sonne mehr, als hätte ein ewiger Winter alles Leben erodiert. Woher diese Symptome des Alters und des Todes in einer Zeit der Verjüngung? Hierfür giebt es mehrere Gründe, abgesehen davon, daß jenes herrliche Schauspiel bis jetzt nur noch vor den Augen der Intelligenz offen daliegt und also die Masse der Zeitgenossen gleichgültig läßt. Sonst sind es besonders drei Ursachen, welche an jener Verkennung der Zeit schuld sind: bei den Einen ist es die Wahrnehmung, daß die Individualität der Völker sich abzuschwächen anfängt; bei den Andern die feindliche Trennung der Gemüther, welche die Revolutionen zu begleiten pflegt; fast Alle endlich sind in das Jahrhundert auf eine Weise vernarrt, welche ihnen die Augen für das Wahre und Höhere blendet.

Erstens also ist es ausgemacht, daß die Abnahme oder die veränderte Richtung der Nationalleidenschaften eine Leere in den Gemüthern zurückläßt, die man leicht für einen Vorboten des Todes halten kann. Die alten Vorurtheile, welche früher die Beschäftigung und Nahrung einer Menge bildeten, sterben nach und nach aus. Die Gesellschaft wird weiter, und es scheint, als sey sie der Auflösung nahe; denn bei solchen Umwandlungen, wie bei allen Krisen, geht immer ein bedeutender Theil von Kraft verloren. Was man verliert, wird bemerkt, aber nicht das, was dafür eingetauscht wird.

Der zweite Grund ist der, daß, nachdem die Bande, welche die Gesellschaft in politischer Beziehung zusammenhielten, eine Zeit lang zerrissen waren, die Spaltung, die sich dadurch im Herzen des Staats gebildet, auf das Denken und Meinen in den übrigen Kreisen des Lebens zurückwirkt. In der Hefigkeit der sozialen Kämpfe hat sich die frühere Einheit der Völker in drei Theile aufgelöst, deren jeder nur die Seite der Dinge betrachtet, die ihm am nächsten liegt. Die Aristokratie hat es mit der Vergangenheit, das Bürgerthum mit der Gegenwart, die Demokratie mit der Zukunft zu thun. Von einem einzigen Gefühl beherrscht, dem des Verlustes, des Besitzes oder der Hoffnung, sieht jede der drei Parteien nur einen Theil dessen, was zu sehen ist, hört nur einen Theil dessen, was gesagt wird. Bei so getrennten Organen ist es kein Wunder, wenn der Staat das Bewußtseyn seiner Dauer verloren hat und das Bild des Verfalls und der Zerrissenheit die wahre Gestalt der Dinge zurückdrängt. Es giebt auch Leute, bei denen die Sache noch einfacher zugeht, die nämlich ihr individuelles Unglück für das Zeichen des allgemeinen Elends halten. Man trifft diese Todespropheten überall, aber nirgends so häufig, als in Frankreich. Der Eine ist nicht mehr der Erste im Lande und das Ruder des Staats ist ihm durch einen Irrthum der Vorsehung aus den Händen geschlüpft. Der Andere hat seine Verse oder Prosa, sein System oder seinen neuerfundnen Gott fallen sehen. Sind das nicht die sichersten Zeichen, welche den nahen Untergang der Gesellschaft ankündigen?

Endlich giebt es welche, die über das Wissen ihrer Zeit so entzückt sind, daß sie sich dessen gegen sie selbst bedienen. Welche Poesie, sagen sie, welche Kunst, welches Gemälde, welche Statue, welches Lied, welcher Ton ist jetzt noch möglich? Wo ist eine Stätte übrig für die Phantasie? Rechnen, messen, wiegen, das ist jetzt unser Geschäft. Wissen wir nicht genau, wie weit unsere Schwelle vom Sirius entfernt ist? Welches Ayl bleibt der Muse in dieser Unermessenheit, die ganz von uns erfüllt ist? Wozu brauchen wir auch eine Egerie? Unser Wissen ist uns genügend. — So sprechen sie, und fragt ihr sie dann, in was für einer Gesellschaft sie leben, was diese Gesellschaft morgen seyn wird, was aus den einfachsten Verhältnissen derselben, dem des Herrn zum Arbeiter, des Königs zum Unterthanen, des Vaters zum Kinde, werden wird, so sagen sie ganz einfach, daß sie sich darum gar nicht kümmern. Geht ihr weiter und erforscht ihre Ansichten über den Gott, den sie verehren, über die Natur des Geistes, der von ihnen zu euch spricht, über das, was sie jenseits des Todes fürchten oder hoffen, so gestehen sie, daß ihre Väter hierüber einen Inbegriff von bestimmten Vorstellungen hatten; sie selbst aber wissen nichts mehr davon und wollen auch davon nichts wissen, und dieses

*) Besonders ist dieser Gegensatz in den Kolonien deutlich; diese beschränkten sich im Alterthum nur auf Städte, nie umfaßten sie ganze Länder, wie heutzutage.

Uebermaß von Unwissenheit nennen sie ihre Wissenschaft. Es ist dem Menschengeschlecht gegangen wie dem Astronomen in der Kugel, der in dem Moment, wo er die Himmel überflog, in einen Brunnen fiel, den er nicht unter sich sah.

Wir mögen, so viel wir wollen, die Eingebildeten und die Alleswisse spielen; das Unbekannte blendet und umfängt uns nur mehr als je. All unser Wissen zeigt uns nur, was wir nicht wissen, und das Weltgebäude ist heute noch eben so geheimnißvoll, als in Homer's Tagen. Ich sehe, wir schiffen auf einem unendlichen Ocean: schon glauben wir das Ende des Horizonts zu erreichen, da erhebt sich ein neuer Horizont vor uns, und nirgends ist der Hafen zu sehen.

Wer merkt auch nicht, daß das Wunderbare und Verborgene nicht bloß die umgebende Natur erfüllt, sondern sogar in uns selbst ist? Nicht mehr in den Kreischen Grotten oder in den Hainen der Druiden, aber in unseren eigenen Seelen wohnen jetzt die geheimnißvollen Gottheiten. Die, welche sie hervorbeschwören, heißen Descartes, Pascal, Shakspeare, Leibniz; das sind die Hohenpriester, welche die einsamen Räume bewohnen und welche die Schritte des Gottes in dem heiligen Umkreis vernehmen.

Das Jahrhundert thut sich auf seinen exakten Geist so viel zu Gute; aber wie wenig besitzt es jene Ruhe und Unbefangenheit, nach der es strebt! Es hat für einen Augenblick den Gott der Vergangenheit abgestreift, und darum glaubt es sich für immer von der Unendlichkeit und ihrem ewigen Blendwerk emanzipirt. Aber vor wie viel Idolen hat es sich nicht schon gebeugt? Wohin ist es nicht von der Phantasie geführt worden, sobald es dieser nur einfiel? Oder sind es etwa bloß materielle Kräfte, die noch gestern erst bei Arcote, bei den Pyramiden, bei Moskau und Waterloo gekämpft haben? Napoleon, die Deutsche Philosophie, der bald vernichtete, bald wieder ins Leben tretende Katholizismus, die Systeme der St. Simonisten, der Fourieristen und so vieler anderer Sekten, sind das etwa die Proben jenes Geistes, der alle Täuschungen des Ruhms und der Hoffnung für immer aufgegeben?

Seitdem der Mensch sich überall an Gottes Stelle gesetzt, fängt er an, traurig und sich selbst zur Last zu werden. Kein Wunder: die Regierung einer Welt ist dem Sohn des Staubes zu viel. Von Versen und Liedern ist keine Rede mehr; er ist mit sich selbst zerfallen; nur die finstere Braue und den schweren Dreizack hat er von den Göttern genommen; die Ambrosia und den sorglosen Schlaf hat er ihnen überlassen. Ich rathe aber dem lähnen Emporkömmling, seine angemessene Herrschaft wieder aufzugeben und in seinen früheren Zustand zurückzukehren.

In der That, weil sie ihrer selbst überdrüssig sind, sagen sie, Alles ist aus, und uns scheint es vielmehr, daß Alles erst anfängt. So viel neue Entdeckungen in der Materie, so viel unbekannte Kräfte, womit der Mensch sich tagtäglich bereichert, verändern unter unseren Augen fast im Nu die Gestalt aller Dinge. Es ist, als wolle die Materie, noch schöpferischer als der Geist, eine neue Welt aus sich herausgebären. Der Schleier der alten Isis scheint endlich herabfallen zu wollen, und in jedem Moment erwarten wir die Enthüllung eines großen Räthsels. Diese Lage der Dinge ist mehr, als man glaubt, derjenigen Zeit ähnlich, wo die Buchdruckerkunst in die Welt trat und Schießpulver und Magnetnadel zuerst gebraucht wurden. Jetzt, wie damals, spielt die Menschheit mit furchtbaren Kräften, die sie eben erst entdeckt; Mächte, die sie nicht zu zähmen weiß, deren ganze Bedeutung sie nicht ermessen kann, tragen sie unaufhaltsam fort in eine verborgene Zukunft. Von ihren eigenen Erfindungen überwältigt, geht sie ganz in ihnen unter, und was sie später erheben soll, trägt anfangs nur dazu bei, sie zu erniedrigen.

In Frankreich wähnt man, die Philosophen und Dichter müßten die Gegner dieser Umwälzungen seyn, weil ihre Phantasien durch die außerordentlichen Fortschritte der Industrie zerstört werden. Das ist eine Vorstellung, die man überall, wo sie hervortritt, bekämpfen muß; denn gerade die, welche ihr Poeten nennt, um sie nur nicht als vernünftige Menschen behandeln zu dürfen, möchten am meisten jene Revolutionen der Industrie beschleunigen, weil diese es sind, welche immer mehr jene Einheit der geistigen Welt herbeiführen, welche die Dichter auf anderen Wegen suchen und die die Grund-Idee aller Vorangegangenen ist. Hebt die Entfernungen auf, vernichtet, wenn ihr wollt, die Zeit und den Raum; ihr könnt ihnen keinen größeren Dienst leisten. Wenn sie euch etwas vorwerfen, so ist es dies, daß ihr in der Beförderung eurer Arbeiten so langsam seyd, daß noch so viele Räume da sind, die der Natur nicht mehr gehören und doch noch nicht vom Menschen eingenommen und zum Paradies verwandelt werden. Wie oft wird nicht der höchste Schwung durch die Hemmungen der Materie gelähmt, wie träge muß sich der Gedanke auf diesem Erdkloß hinschleppen. Der Geist, weit entfernt, euch zurückzuhalten, ruft euch vielmehr in seinem Fluge zu: „Deffnet diesen Berg, der mir im Wege steht, dämmt jenen Fluß, der mich nicht weiter läßt, fällt jenes Thal aus, das meinen unendlichen Lauf um eine Stunde verzögert.“ Oder, mit anderen Worten: „Ueberwindet durch eure Arbeiten die materielle Welt, um sie der geistigen unterzuordnen.“

Denn alle Umgestaltungen in der einen haben ihre Rückwirkung auf die andere, und ihr werdet in eurer Industrie nicht einen neuen Fund zu Tage bringen, der nicht sofort auch einen neuen Gedanken irgendwo hervorrufen. Auf eure tägliche Arbeit gebüßt, wendet ihr die Blicke nicht mehr davon ab, und in einer

Art dankler Freude ruft ihr: „Gott sey Dank! jetzt ist der Geist besiegt!“ Aber gerade er ist es, der seinen Triumph feiert, wenn ihr ihn geschlagen glaubt, und der von eurem Schweife Nahrung saugt. „Nachdem die Spiritualität des Mittelalters verschwunden ist, wähnt ihr schon, das Reich des gelobten Materialismus sey gekommen. Aber noch sind wir nicht so weit, und statt uns niederschlagen zu lassen durch den scheinbaren Sieg der Materie, sehen wir darin im Gegentheil nur die Herrschaft des Geistes vorbereitet. Mag doch das Jahrhundert seine Lust darin finden, Holz zu schneiden, Steine zu behauen und im Boden zu graben, diese Beschäftigungen werden es niemals ganz beherrschen. Wie er sonst seyn mag, der Mensch auf der Erde wird immer einem Robinson auf seiner wüsten Insel gleichen: was er mit seinen Händen thut, läuft darauf hinaus, sich ein Boot zu zimmern, um sie verlassen zu können.“ (R. d. d. M.)

England.

Zur Charakteristik der Englischen Malerschule.

Von Haydon*).

Sir Joshua Reynolds war unstreitig ein großer Künstler: glänzend in Ton und Farbe, untadelig in der Composition, tiefbedeutend in Licht und Schatten und der zarteste Kinder- und Frauen-Maler, dessen Gleichen die Kunst selbst Griechenlands und Italiens nicht aufzuweisen hat. Sein Mangel an Wissen fällt seinem Zeitalter zur Last; seine Vorzüge dagegen sind gänzlich sein. Sein Lord Heathfield ist ein Bild, das, als männliches Portrait, kein Werk von Titian zu scheuen braucht; seine Mistress Parker, dieses zarte, liebliche Frauenbild, wird weder in gefühlvoller Auffassung, noch in zarter Ausführung von irgend einem Werke der Venetianischen oder der Römischen Schule erreicht; und wo wurden Kinder jemals so vollkommen dargestellt, wie in seiner Kinderakademie? Wer hat die glänzende Eigenthümlichkeit seines Hintergrundes übertroffen? — Sein Auge, oder besser sein Sinn für Farbe, war in der That wunderbar fein. In allen seinen Werken findet sich auch nicht ein Mal eine allzu trennende oder störende Färbung. Wohl kombinierte er wesentliches Detail und Breite nicht so schön mit einander, wie Titian; aber stellt nur einmal eines seiner vollendeten Portraits neben ein Gemälde von Titian und betrachtet es vom rechten Standpunkte, so wird es gewiß immer auch seinen Platz behaupten. Hiermit jedoch muß auch unser Lob aufhören. Reynolds hätte einen Pietro Martire eben so wenig malen als vom Tode auferwecken können. Er war auch nicht groß, wie Titian; denn er half nicht, wie dieser, seinem Mangel an Wissen ab, da er desselben in seinen früheren Jahren inne ward. Er sprach beständig von dem, was er thun wollte, wenn er Alles noch einmal von vorn anfangen könnte. Sir Joshua war ein warmer Freund der Geselligkeit, er war der Abgott seiner Coerie; ein Glas Wein und eine Partie Whist liebte er gleich sehr; seine Laune verlor er nie, denn er hatte viel Glück im Leben; sobald aber ja einmal Etwas seine Erwartungen durchkreuzte, gerieth er in leidenschaftliche Aufregung.

Reynolds war ein großer Geist als Maler, nicht aber als Mann. Er erhob die Englische Kunst aus dem Staube und gab den Britischen Künstlern ein à-plomb in der Gesellschaft, wie sie es vor ihm noch nie gehabt. Er war auch der Erste, welcher, durch seine Diskurse, die Kunst in eine Art von System brachte; aber aus Mangel an moralischem Muth, der kräftig genug gewesen wäre, die Bildung einer Akademie zu verhindern, wie er, vermöge seines Einflusses und seines Geistes, dies wohl gekonnt hätte, — schadete er der Kunst, indem er so die Störung ihres Gleichgewichts gewissermaßen selber vermittelte; ein Uebelstand, zu dessen Abhilfe es, wie Hogarth ganz richtig vorherzagt, wohl noch eines halben Jahrhunderts bedürfen wird.

Bei weitem der größte Künstler aus der Englischen Schule in Rücksicht auf Erfindung ist nun eben Hogarth, wiewohl er nach Zweck und Gegenstand, Farbe, Aussenreife und allen den anderen Anforderungen, die man an einen großen Maler macht, tief unter Reynolds steht. Naglos indes wäre es, die bis zur Vollkommenheit gediehenen Vorzüge eines von der ganzen gebildeten Welt so allgemein bewunderten Mannes hier einzeln erörtern zu wollen. Erstaunlich aber ist es, wie unauslöschlich der akademische Haß sich fort und fort vererbt. Schwören, ja schwören doch noch heutzutage die Maler in Erwiedrung auf Hogarth's Angriff, daß dieser in seinem ganzen Leben gar kein Maler gewesen. Die Abgeschmacktheit solcher Beurtheilung kann indes schon durch die Mariage à la mode dargethan werden; oder ist das Bild des Ehepaars nach dem Rout etwa nicht eben so wohlgetroffen, wie es nur irgend eines dieser Gattung überhaupt seyn kann? Freilich zeigt es weder die Klarheit eines Tenniers, noch Wilkie's Schärfe; sein Pinselstrich ist stumpf, und seine Färbung ermangelt der reichen Fülle; aber während man es betrachtet, fühlt man diesen Mangel nimmermehr; und obgleich sein Ausdruck oft Karrikatur ist, erscheint doch auch diese bei ihm als Vollkommenheit. Unglücklicherweise aber hielt sich Hogarth für unfehlbar; doch seine klägliche Schönheit von Drury

* S. Nr. 90 des Magazins, Art. „Manniasaltiges.“ Haydon hat als Kritiker in England einen großen Ruf; aber aus der Dürftigkeit seiner hier folgenden Zusammenstellungen wird man leicht abnehmen können, wie schwach es auch mit der Kunstkritik in dem Lande bestellt ist, daß in der neuesten Zeit keinen großen Künstler mehr geliebt hat.

Lane: Pharaos Tochter mit dem Findlinge; seine sämmerliche Sigismunde und sein Paulus vor Felix werden ihn hoffentlich über sein Forte ins Klare gebracht haben. Sollte er es aber mit diesen Sachen etwa gar ernstlich gemeint haben — was wir indeß billig bezweifeln — so hätte er für solche Windbeutelerei warhaftig die Zwangsjacke bei Wasser und Brod verdient!

Ein anderer großer Portrait- und Landschaft-Maler war Gainsborough; noch größeres Talent aber besaß Wilson. Dieses letzteren Pinselstriche und Gedanken waren derb und viel sagend, wenn auch noch immer zu unkörperlich und geistig für die Menge, die nur Glätte liebt und Alles mit Händen greifen will. Zu Sir George Beaumont pflegte er deshalb wohl zu sagen: „Wenn nur erst Unserer mit Tode abgegangen ist, so gehen auch die Bilder von Unserem besser ab.“ Wegen Vernachlässigung zum Trinker geworden, starb er als Bibliothekar an der Akademie. Gainsborough war ein großer Portraitmaler und hielt nächst Reynolds die Spitze.

West's Wolfe und La Hogue sind die Triumphe seines Talents; seine großen heiligen Bilder dagegen sind nur Werke von untergeordnetem Werthe. Verfasser dieses äußerte einmal in England gegen Canova die Bemerkung: Au moins il compose bien — worauf der Italiener erwiderte: Monsieur, il ne compose pas; il met des figures en groupe. — Er war ein geschickter Techniker; indeß obgleich in seinen kleinen Sachen reiche und harmonische Farbengebung anzutreffen, sind doch seine Portraits so abscheulich, wie seine Behandlung ohne alles Gefühl, seine Zeichnung mager und gewöhnlich. Tief bewandert war er in Nichts, wiewohl er, ohne eigentliche Bildung genossen zu haben, eine umfassende Kenntniß von seiner Kunst erworben.

Barry, der Stifter der Akademie, obgleich ein mittelmäßiger Maler, war doch ein Mann von hohem Geiste, wenn auch nicht mit Heinrich Füßly zu vergleichen, der ein Freund von Reynolds und Lavater und einer der ausgezeichnetsten Männer, ja ohne Zweifel sogar der größte Geist seiner Zeit war. Seine Milton-Galerie zeigt einen Schwung der Einbildungskraft, welcher dem des Dichters selber nicht nachgiebt; sein Satan, wie er die Brücke über das Chaos schlägt; sein Uriel, wie er Satan bewacht; sein Schäfertraum; seine Feen nach Shakespeare und sein Geist im Hamlet bezeugen, daß er in der Kunst der größte Erfinder seit Gialto Romano gewesen. Aber in Betracht der Weise, wie er seine Gedanken in Form, Farbe, Licht und Schatten und, vor Allem, naturtreu ausdrückte, war er ein Ungeheuer von einem Zeichner. Seine Frauen sind allzumal saubere Kreaturen, und seine Männer sind lauter Banditen, die wie galvanisirte Frösche agiren, wie Marktschreier sich herausputzen und in ihren Gesichtern die Farbe pestilenzialischer Fäulniß tragen. Und doch besaß gewiß Niemand wie Füßly die Macht, den schlummernden Geist der Jugend zu wecken; daher ging denn auch aus seiner begeisterten Befruchtung ein Stamm von Malern hervor, welcher die stärksten Keime der Britischen Pflanzschule getrieben hat. Als Maler dagegen muß Füßly für Alle ein warnendes Beispiel seyn; denn hätte er sich die Mühe gegeben, seine Gedanken nach dem Vorbilde der großen Meister darzustellen, so hätten auch seine Gemälde mit dem Fluge der Zeit sich heben müssen; so aber müssen sie, da sie nicht, wie die Einfachheit der Natur, in unseren Gefühlen einen Anhalt finden, mit der Zeit nur immer mehr sinken. Seine Anschauungen, so poetisch sie sind, genügen nicht zu Befriedigung des Gemüths in einer Kunst, deren Elemente in einer liebevollen Natur liegen; und wie groß auch sein Geist durch Einbildungskraft und Auffassungsgabe, wie erfindend er auch im Bereiche der Feen und Geister war: so wird er doch nie ein würdiges Vorbild zur Nachahmung abgeben, sondern wird vielmehr von der Jugend stets zu scheuen seyn, da diese leichter seine Fehler, als seine Vorzüge sich aneignen möchte.

Vergleichen wir mit ihm einen anderen ausgezeichneten Künstler, Stothard, so finden wir diesen an Lieblichkeit und Unschuld Jenem eben so entschieden überlegen, als er an Erhabenheit und geistigem Vermögen demselben nachsteht. In den Gemälden von Stothard findet sich nur nicht dieselbe Ausschweifung, wohl aber fast ein gleicher Mangel an Natürlichkeit in anderer Weise. Stothard war als Erfinder in der Composition Allen gewachsen, wie er als Maler hinter Allen zurückgeblieben ist. Eigentlich konnte er aber auch gar nicht malen: ihm fehlte die Stetigkeit der Nachahmung; er mochte und konnte gar keine Geschichte mit menschlichen Leidenschaften erzählen, und sein Styl im Zeichnen verrieth die größte Unkenntniß von den Bestandtheilen einer Figur. Aber ein wunderlieblicher, seliger Geisterhauch athmete aus Allem, was er machte. Wahrlich, man konnte glauben, er habe in seiner Jugend von einem Engel geträumt und seine spätere Lebenszeit dem Versuche gewidmet, jede Figur, die er zeichnete, mit einem der Reize, die er in seinem Traumbilde gefunden, zu schmücken. Friede sey mit seiner sanften, zarten Seele! Unmöglich war es, in Stothard's Arbeitszimmer nur zehn Minuten zu verweilen, ohne den Einfluß seines himmlischen Gemüthes zu empfinden. Uns wollte es darum stets bedünken, als müsse er hier auf einem unrechten Planeten geboren seyn.

Füßly, Stothard und Flaxman sind die drei legitimirten Zeichner unserer Schule, und doch war keiner von allen Dreien ein vollendeter Meister in der Figuren-Darstellung: Flaxman's

Umrisse zur Iliade und zu den Griechischen Tragödien sind seine besten Sachen. Als sie zuerst in Italien erschienen, wollte Niemand zugeben, daß sie Erfindungen eines Engländers wären, als setzte man ein für allemal voraus, daß ein Engländer keine Einbildungskraft haben konnte. Doch gilt von einigen dieser Zeichnungen in der That der Satz: Il n'y-a qu'un pas du sublime au ridicule, so schwer ist es, von manchen unter ihnen zu sagen: ob sie im höchsten Grade erhaben, oder ganz ausnehmend abgeschmackt seyen. In jedem Versuche, die Leidenschaften auszudrücken, wird man etwas Ausschweifendes wahrnehmen; wenn wir Jenen aber mit Canova vergleichen, so muß letzterer für diesen Zweig der Kunst die Palme eben so unbedingt abtreten, als Flaxman dagegen in Vollendung der Darstellung einer einzelnen und schönen Figur zurückbleibt. Denn obwohl dieser ausgezeichnete Mann gar hochtönende Worte über Griechische Form und anatomisches Wissen ergehen lassen, so wußte er doch in der That herzlich wenig von beidem; und ist auch gar viel Nüchternes in seinen Abhandlungen enthalten, so verrathen sie doch auch die Blüten der traurigsten Gedankenarmuth. Seine Anatomie für Schüler geht auf die Sonderung der Muskeln, Knochen und Sehnen bei weitem nicht tief genug ein und kann einem jungen Manne zur Verichtigung seiner Begriffe nur blutwenig helfen. Die Vorzüglichkeit von Füßly's und Opie's Abhandlungen im Vergleich mit denen von Flaxman oder Barry ist eben so unverkennbar, als die Ueberlegenheit Reynolds' über Alle zusammen, mit Ausnahme nur von Füßly's Abhandlungen über Griechische Kunst.

Endlich sind aber auch Opie sammt seinem Zeitgenossen und Nachahmer Northcote, Beide als Männer von Talenten, nicht zu vergessen. Opie, ein Mann von großem und mächtigem Geiste, kam von Cornwallis nach London. Northcote lebte sechs Jahre mit Reynolds zusammen; sein Arthur und Hubert, so wie die Kinder im Tower, sind treffliche Proben von seinem Talente.

Auf Reynolds folgte West, und die Kunst sank zur untersten Stufe hinab, indem sie Sir Joshua's dürftige Nachahmer als einzige Jünger aufzuweisen hatte. Da erschieen ein Genies, der unsere einheimische Schule von neuem emporhob: David Wilkie — und seitdem brach sich das Gefühl für Kunst im ganzen Volke mit Riesenschritten Bahn.

Mannigfaltiges.

— Schleiermacher in Holland. Unter den Preis-Aufgaben, welche die Leyserische Societät in Harlem gestellt hat und deren Beantwortung gegen eine Medaille von 400 Gulden im Werth bis zum 1. Jan. 1839 in Holländischer, Lateinischer, Französischer, Englischer oder Deutscher Sprache (letzteres in Lateinischen Lettern) erwartet wird, befindet sich auch folgende: „Welches ist der unterscheidende Charakter der Philosophie, die der berühmte Professor Schleiermacher in Berlin gelehrt und in seinen Schriften dargelegt hat? In welche Beziehung hat er sie zur Theologie gebracht? Welchen Einfluß hat diese Beziehung auf die zuletzt genannte Wissenschaft, wie sie von ihm selbst und von Anderen aufgefaßt worden? Was man diesen Einfluß als nützlich und soll man es als wünschenswerth ansehen, daß die gedachte Philosophie immer mehr und mehr mit dem Studium der Theologie combinirt werde?“

— Italienischer Calderon. Die erste Italienische Uebersetzung des Spanischen Trauerspieldichters ist jetzt in Mailand erschienen. Sie ist von Pietro Monti und wird ihrer Treue so wie ihres sprachlichen Wohlklanges wegen sehr gerühmt.

— Journalistik in Neapel. Es erscheinen im Königreiche beider Sicilien mehr Zeitschriften, als man aus dem stagnirenden Zustande des dortigen literarischen Lebens abnehmen sollte. Von politischen Blättern hat allerdings jede Hauptstadt (Neapel und Palermo) nur eines aufzuweisen, dagegen finden wir in der Residenz diesseits des Faro zwei der Religion gewidmete Journale (den Coltivatore dello spirito und den Tesoro della Religione), drei Zeitschriften für Jurisprudenz, vier für Medizin, eine für archäologische Forschungen und eine für die Kriegswissenschaft. Ferner beschäftigen sich in derselben Hauptstadt sechs Wochen- oder Monatschriften mit Handel, Industrie und Ackerbau und sechzehn mit Poesie, Belletristik und Literatur überhaupt. Die gediegenste von den letzteren ist der „Progresso“, von dem alle zwei Monat ein Heft herauskommt; die übrigen liefern nicht viel mehr als den Nachdruck dessen, was in den übrigen Italienischen Staaten erscheint. Außerhalb der Hauptstadt kommt in Neapel nur noch eine botanische Zeitschrift in Chieti, eine agronomische in Foggia, eine medizinische in Aquila und eine ökonomische in Campobasso heraus. Dagegen finden wir auf der Insel Sicilien in allen größeren Städten, namentlich in Palermo, Messina, Catania &c. ein Journal, wenn auch mitunter sehr dürftig ausgestattet. Den meisten Ruf haben die *Effemeridi scientifiche e letterarie* und der *Innominato*, von denen ersteres in Palermo und letzteres in Messina herauskommt. Außerdem zählt man auf der Insel noch zwei Handels-Zeitungen (worunter der Faro di Messina nicht ohne Wichtigkeit), ein medizinisches, ein statistisches Journal und acht Mode-, Theater- und andere Unterhaltungs-Blätter.